

Zwert,
Lunigen
Glossen.
z 1-3.4

Od^{KV}

3928

Oct 3928

80

Ernst Ewert

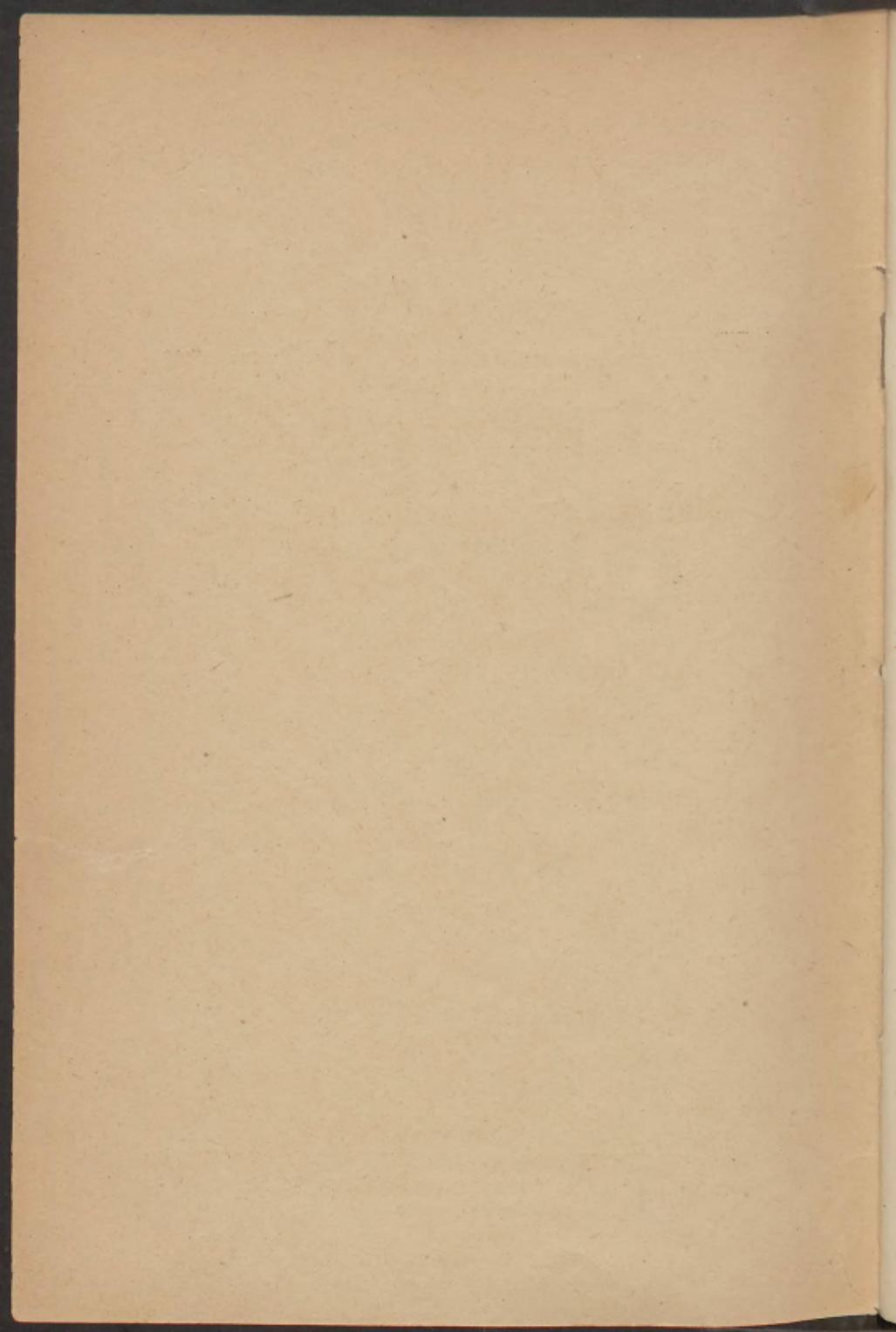
Danziger Glossen

Heft 1

Preis M. 5.—

1920

Verlag der „Danziger Glossen“ (Ernst Ewert) Danzig-Langfuhr
Hochschulweg Nr. 10^l.



1920. P. 22.

Ernst Ewert (—)

Danziger Glossen

Heft 1

Ernst F. West

Danziger
Glossen



8987

N 132 6815

Od - 416/84

1

Zurück zu Deutschland.

Wer die ostdeutschen Verhältnisse aus eigener Beobachtung genau kennt, konnte auch nicht einen Augenblick im Zweifel sein, daß die Abstimmung eine geradezu überwältigende Majorität zugunsten des Deutschtums liefern würde. Verwunderlich bleibt nur, daß erst eine Abstimmung zur Klarstellung dieser unleugbaren Tatsache für notwendig gehalten wurde. Vielleicht trägt hieran der Deutsche aber selbst die Schuld, indem jene ganz unzutreffenden Zahlen, die der famosen Ostmarkenzulage halber so erstaunlich frisiert wurden, die Entente wohl ungünstig beeinflussen konnten. Diese korrumpierende Zulage war jeher ein Unrecht und hätte niemals existieren dürfen, ist auch von der radikalen Demokratie stets mit Nachdruck bekämpft worden, leider vergeblich, wie ja jeder Kampf gegen die unleidlichen ostdeutschen Ausnahmegesetze, die lediglich den Haß aufpeitschten und unsäglich verbitternd wirkten, in wilhelminischen Tagen von vornherein zur Fruchtlosigkeit verurteilt war.

Nachdem nunmehr aller Welt klar geworden, daß jene Bezirke durch und durch deutsch sind, nachdem selbst in außerdeutschen Zeitungen die Frage aufgeworfen wird, wie es wohl in Wahrheit mit den ohne Abstimmung an Polen abgetretenen Gebieten hinsichtlich des Deutschtums aussehen möge, nachdem also eine nachträgliche Abstimmung für Pommerellen in den Bereich der Möglichkeit gerückt wird, ja vielleicht gar nicht so sehr fern liegt, tritt auch an uns Danziger die Aufgabe heran, erneut die Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche zu erstreben, die günstige Gelegenheit zu ergreifen und der ganzen Welt mit allem nur möglichen Nachdruck zuzurufen, daß auch wir ohne unsere Zustimmung von Deutschland losgerissen sind, daß auch uns gegenüber ein Unrecht geschehen ist, das früher oder später gutgemacht werden muß. Mag es Deutschland gut oder schlecht ergehen, so halten wir zu ihm in guten und bösen Tagen. Der Freistaat Danzig ist eine Unmöglichkeit, ein Unsinn, ein Zerrbild, ein lächerliches Zwerg- und Zwittergebilde, das nicht atmen, nicht leben und nicht sterben kann und zur Gesundung nur zurückgelangt, wenn es dem großen Mutterlande wieder einverleibt wird. Darum heißt es kämpfen, dieses ist das oberste Ziel. Niemals darf dieser Kampf ruhen, niemals dürfen wir willigen in die Abtrennung, die eine Grausamkeit ist und uns zur Ohnmacht verurteilt. Überschwenmt von Fremden, erdrosselt von einem

verschlagenen, in äußerst geringem Grade vertragstreuen Nachbarn, bleibt uns nichts als der laute, leidenschaftliche Ruf: Zurück zu Deutschland. Noch existiert die Verfassung nicht, noch ist der Freistaat nicht konstituiert, der Staatsvertrag mit Polen noch nicht geschlossen — vielleicht war keine Stunde so geeignet als diese, flammenden Protest erneut zu erheben. Zu diesem Thema sind weitschweifige Ausführungen nicht erforderlich; jeder Danziger wird mich verstehen, jeder Danziger weiß, was es gilt, jedem Danziger brennt ja die Sorge auf den Nägeln. Ein paar Schieber und Kriegsgewinnler, elende Gesellen, mögen aus steuerlichen oder sonstigen Gründen die Abtrennung Danzigs von Deutschland begrüßen — der eigentliche Danziger, der seine Heimat liebt, kann nicht anders, als sich auflehnen gegen die zwangsweise Loslösung, die ein Unglück für Danzig ist. Darum auf zum Kampf, ehe es zu spät, zum Kampf mit geistigen Waffen natürlich. In allerletzter Stunde gilt's.

An die gesamte Danziger Presse richte ich die Bitte, den Ruf aufzunehmen und weiterzugeben. Zurück zu Deutschland, das sei die Lösung.

2.

Was wollen die „Glossen“?

Mitte Juli 1920 sandte ich der Redaktion der „Danziger Zeitung“ obigen Aufruf mit der Bitte um Abdruck. Die Redaktion folgte dieser Bitte nicht, der Aufruf geriet in den Papierkorb. Daß das Blatt sich nicht zur Publikation der kleinen Arbeit zu entschließen vermochte, will ich ihm nicht sonderlich verargen, aber journalistischen Anstandsregeln entsprach es bisher, unwillkommene Einsendungen zurückzusenden und nicht kurzweg zu unterschlagen. Die Redaktion der „Danziger Zeitung“ setzt sich über vorerwähnte einfache Anstandsregel, nicht zum ersten Male, hinweg und mag glauben, den Einsender, der ihr offenbar lästig, damit niedergeschlagen und mundtot gemacht zu haben. Aber ich bin durchaus nicht tot, bin sogar lebendiger als je und führe nunmehr meinen seit langen Jahren gehegten Entschluß aus, mir ein eigenes Organ zu bilden. Wie Maximilian Harden, der so sehr verlästerte und von mir verehrte Mann, sich mit außerordentlichem Erfolge seine „Zukunft“ schuf, um, unbeirrt durch Fraktionsinteressen, Zaghaftigkeit von Redaktionen und übertriebene Rücksicht auf ein irregeleitetes Publikum, rückhaltlos das zu sagen, was er zu sagen hatte, so schaffe ich mir die „Danziger Glossen“, als mein eigenes Organ, das vermutlich zu einem totalen Mißerfolge führen wird, aber dieserhalb mich wenig bekümmern soll. Ich habe lange genug geschwiegen und will nun reden; wer mich nicht hören will, mag weitergehen oder mich beliebig lästern — ich will ihm darum nicht grollen. Ein be-

freundeter Schriftsteller, mit dem ich von meinem Plane sprach, wandte ein, daß die unabhängige Presse mir gewiß genügend Spielraum liefern würde. Ich bezweifle das, denn auch die sogenannte unabhängige Presse erscheint oft recht beengt durch fraktionelle Rücksichten, während die „Glossen“ diese Rücksicht nicht kennen.

Ich stehe zwar der unabhängigen Sozialdemokratie mit leiser Sympathie gegenüber, gehöre ihr aber nicht an, passe überhaupt kaum in eine der bestehenden Parteien, erstrebe vielmehr eine neue radikale Bürgerpartei, also die hinter der „Danziger Zeitung“ stehende Partei etwa um das dreifache radikaler gestaltet. Das wollen die „Glossen“, daran wollen sie arbeiten. Wer mir dabei helfen will, sei mir willkommen. Rücksichtslos und ohne alle Schonung nach irgendeiner Seite wollen die „Glossen“ die Wahrheit sagen, zu irgendeinem Deckmantel geben sie sich nicht her. Dieses kleine erste Heft bedeutet also sozusagen ein Programm. In völlig zwangloser Reihenfolge werden die Hefte erscheinen, ganz von meiner Laune, meiner Zeit und meinen Mitteln abhängig.

Sind es nicht genug Zeitungen und Zeitschriften in Danzig? Mag sein, das geht mich nichts an; es braucht ja niemand die „Glossen“ zu lesen. Ein geschäftlicher Erfolg wird nicht erstrebt, wie ja auch nach vorstehenden Andeutungen vollkommen ausgeschlossen. Erstrebt wird lediglich eine Stelle, die rückhaltlos die Wahrheit zu verkünden gewillt ist und keine Leisetreterei, Duckmäuserei und Sklaverei irgendeiner Art kennt.

3.

Trennung von Staat und Kirche.

Wenn ich vorhergehend zum Ausdruck brachte, daß nicht zum ersten Male die „Danziger Zeitung“ meine Stellungnahme weder veröffentlichte, noch die Arbeit zurückzusenden für nötig befand, so ziele ich damit auf das vor einer Reihe von Monaten zur lebhaften Erörterung stehende Thema der Trennung von Staat und Kirche. Hier, wo es sich um klare Stellungnahme handelte, wagte das Blatt nicht, seiner gleichfalls zögernden Partei mutig voranzugehen, sondern wand sich um die heikle Frage in schier peinlicher Weise. Aber ich meine, nichts schadet einer Partei mehr, als unsicheres Tasten; die Wähler merken es sehr wohl, daß hier etwas verschleiert und verkleistert wird, das doch zur klaren Beantwortung drängt. Wenn die Demokratie nicht nur hier, sondern auch im Reiche, riesige Einbußen an Stimmen konstatieren mußte, so sollte sich die Partei doch einmal ernstlichst die Frage vorlegen, ob nicht eine Reform an Haupt und Gliedern erforderlich sei. Immer treten wieder die alten Säulen an, die die Partei der Versteinering entgegengeführt haben.

Neues Blut ist nötig, neuer Geist und Jugend. Sehr fraglich, ob heute überhaupt die alten Parteien Berechtigung haben; jedenfalls wird die neue Zeit sie zu einer Umformung unerbittlich zwingen, wenn sie nicht vollkommen zerrieben werden wollen. Es ist damit nicht getan, daß die Partei sich einen neuen Namen gibt und dann gemächlich weitertrötet; der Sturm, der in unserer Zeit über alles Alte, Veraltete dahinbraust, schont auch die alten Parteigötzen nicht. Mögen sie rechtzeitig die Zeichen erkennen! Eine radikale Bürgerpartei wird immer nötig sein, aber das Mindeste, was von ihr verlangt werden muß, ist, daß sie zu brennenden Tagesfragen ohne leiseste Verschleierung Farbe bekennt. Ich fand damals die Haltung der Partei nicht gerade bewundernswert, wollte ihr in deutlichen Worten ein wenig das Gewissen schärfen. Ach, das Gewissen einer verkalkten Partei ist weit — vor allen Dingen muß jeder frische Sturmwind früh und gründlich niedergetreten werden, denn es geht doch nicht an, die alten Herren allzu sehr zu beunruhigen.

Zur Sache selbst verlangte und verlange ich vollkommen klare Trennung von Staat und Kirche. Nichts haben sie miteinander gemein, nichts miteinander zu schaffen. Dieses dünne Heft ist nicht der rechte Ort, die Frage erschöpfend zu behandeln. Hier kann sie nur gestreift werden, doch läßt selbst der flüchtige Streifzug die grundsätzliche Stellungnahme genugsam erkennen.

4.

Politischer Mut.

Sehr fern liegt es mir, der „Danziger Zeitung“ etwa allgemein Mutlosigkeit vorzuwerfen. Daran denke ich nicht, tue es um so weniger, als vor wenigen Wochen das Blatt den polnischen Staatsvertragsentwurf ohne irgendwelches Schwanken der Öffentlichkeit übergab. Das war eine mutige Tat, der ich freudig zustimmte. Wenn eine ganze Sammlung von Nörglern daran herummäkelte, so gab es auch viele Danziger, die treu zu ihrem alten, führenden Blatte hielten und ihm rückhaltlos zustimmten. Durch diese Publikation soll dem Freistaat Schaden erwachsen sein? Ach nein, vielen schwankenden Seelen wurde der Rücken gesteiht, denn der Naivste sah ja klar, wohin der Wind ging. Ich glaube, niemals wehte der trotzigste Hansegeist durch Danzig so kräftig, als an diesem Tage; jeder richtete sich auf, unsere schöne, durch und durch deutsche Stadt zu schirmen. Deutsch bleibst du, was auch kommen möge. Das war wie ein stiller, heißer, aus innerster Seele kommender Schwur. —

Auch ich zählte vor Jahren zu den Mitarbeitern der „Danziger Zeitung“, sage das nicht ohne Stolz. Für ein Blatt, das einen so glanzvollen Stilisten, wie unsern alten Professor Dr. Carl Fuchs, seit Jahrzehnten zu seinen Mitarbeitern zählt, Mitarbeiter

zu heißen, bleibt eine Ehre. Mit meiner Mitarbeiterschaft war es allerdings sehr plötzlich zu Ende, als meine „Todes-Dämmerung“ und „Melodien der Nacht“ beschlagnahmt wurden. Ich kann das verstehen, fand mich darin vor Jahrzehnten ohne irgendwelchen Groll.

5.

Waisenhäuser.

Else Sparwasser, die talentierte Danziger Schriftstellerin, plaudert am 24. Juli in den „Danziger Neuesten Nachrichten“ in außerordentlich warmherziger Weise über „Das Haus der Mutterlosen in Pelonken“ und tadelt mit Recht die garstige Sträflingskleidung der Kinder. Leicht wäre diesem, nicht zum ersten Male zur Sprache gebrachten Übelstande abzuhelpfen, ungeheurer Mittel bedarf es dazu schwerlich, nur der gute Wille ist nötig, etwas Sonne in das Leben der jungen Waisen zu bringen. Ich glaube, der guten Sache zu dienen, wenn ich den schönen, von tiefem Mitgefühl durchglühten Appell an die Danziger auch an dieser Stelle veröffentliche und die herzliche Bitte hinzufüge, im Sinne des Aufrufs zu helfen:

„Warum zieht man dem kleinen Waisenhausknaben nicht seine enge Sträflingsjacke aus und steckt ihn in einen solchen Anzug? Ist es nicht eine Grausamkeit dem Kinde gegenüber, es während der ganzen, ersten Jugendzeit in dieser häßlichen Uniform herumlaufen zu lassen, und gleichsam damit vor der Öffentlichkeit auf den ersten Blick zu dokumentieren: „Seht, wie arm ich bin! Keine Mutterhand ist da, die mit zärtlichen kleinen Kunstgriffen mein Äußeres verschönt, zur Freude für sich und für mich — —“

Wahrlich, ich sage euch, es genügt nicht, daß ein Kind satt wird und ganze Schuhe im Winter bekommt, daß es im sauberen Bett schläft und jede Woche gebadet wird. Es genügt auch nicht, daß das Waisenhaus zu Pelonken ideal gelegen ist vom gesundheitlichen Standpunkt. Die äußere Sonne tut's nicht allein. Gebt diesen Kindern mehr seelische Sonne! Gebt ihnen in die grausame Zweckmäßigkeit ihres Daseins einen Schimmer echter Kindespoesie! Sicher bin ich dafür, daß man den Kindern das Arbeiten beibringt und ihnen dadurch rechtzeitig das Rückgrat stärkt für die ernstesten Anforderungen des Lebens. Denn mancher verwöhnte Liebling wäre später nicht vor die Hunde gegangen, wenn ihm unvernünftige, mütterliche Affenliebe nicht verwehrt hätte, seine Widerstandskraft rechtzeitig zu stählen. Aber schafft in diesem Fall einen erlösenden Ausgleich! Gebt den eifrig strickenden Kinderhänden zur Abwechslung Märchenbücher von Grimm und Andersen. Laßt die Obst pflückenden Mädchen ebenso viele Stunden liebevolle Puppenmütter sein! Laßt den halb-

wüchsigen Knaben, der aus dem Handfertigkeitsunterricht und aus der Schulstube kommt, sich berauschen an Robinson und den Schicksalen kühner Seefahrer. Ich habe die Kinder beim Spiel beobachtet — sie sangen Kreislieder und haschten sich bei Katz und Maus — wie Mehltau liegt es auf ihrem Lachen, ihrer Freude. Irgendein unsichtbarer Zwang bindet sie daran, sich restlos hinzugeben, restlos Kind zu sein. Es dringen in ihre jungen Seelen zu wenig lustige Farben.

Ihr Frauen, die ihr Kinder geboren, ihr Männer, die ihr eure Söhne liebt — seht die jungen Kinder im Haus zu Pelonken! Keines kennt die straffe Zärtlichkeit einer Vaterhand, die weiche Güte, mit der ein Mutterkuß alle Schmerzen heilt.

Für dieses Haus der Mutterlosen strecke ich bittend die Hände aus: Tragt ein wenig Farbenfreude in seine Mauern! Schmückt seine kahlen Wände mit bunten Märchenbildern, mit Kinderfriesen, wie sie Gertrud Caspari für eure Kinderstuben entwirft. Schenkt Märchenbücher für die Großen, damit die junge Seele träumen kann über dem Strickstrumpf von Schneewittchen und dem gestiefelten Kater. Schenkt für den Handfertigkeitsunterricht eine Hobelbank, damit endlich die Spieltische glatt und sauber hergerichtet werden können! Gebt Geduldsspiele, Baukästen, Durchzugsarbeiten und Puppen, gebt auch die fehlenden Schränke für den Handfertigkeitsaal, in dem die kleinen Kunstwerke untergebracht werden können, bis sie allmählich zum Advent in einer Ausstellung ihre Auferstehung erleben. Und vielleicht hat einer von euch eine Kommode, einen Sorgenstuhl, eine nette Tischdecke und ein paar Bilder für Gretchen, damit ihre Dachkammer sich wandelt in eine gemütliche Altfrauenstube?

Jede gute Tat trägt ihren Lohn in sich selbst. Viele tote Mutterhände werden euch dafür segnen!“

6.

Groß-Danzig.

Vollkommen stimme ich der Arbeit Hugo Socniks über „Groß-Danzig“ in der Sonntagsausgabe der „Danziger Zeitung“ vom 24. Juli 1920 bei. Natürlich entspricht es der reinen, wie der praktischen Vernunft, ein großes, einheitliches Stadtgebiet mit Einschluß der Zwerggemeinden Zoppot, Oliva und Ohra zu schaffen. Viele Kulturaufgaben wären weit leichter zu lösen; beispielsweise habe auch ich die wunderliche und gänzlich unhaltbare Situation nie begriffen, daß die Künstler des „Danziger Stadttheaters“ in den Sommermonaten brach liegen, während wenige Kilometer entfernt ein gutes Sommertheater sich auswärtige Kräfte mühsam zusammensucht. Das ist blühender Blödsinn.

Hinsichtlich der Theaterkapelle hat man doch seit Jahren einen verständigen und naheliegenden Ausweg gefunden —, warum nicht längst hinsichtlich der Theaterkräfte? Aber der Schlußsatz des temperamentvollen Socnik gibt reichlich zu denken: „Glaubt denn wirklich noch jemand, daß das Heil einer Verwaltung darin besteht, jedem Beamten sein Ruhepöstchen zu erhalten? Die Entwicklung der Zukunft wird letzten Endes doch über alle kleintlichen Bedenken hinwegschreiten. Die Aufgabe unserer Politik in Gemeinde und Staat besteht darin, zielbewußt und entschlossen einen neuen gesunden Gesamtorganismus zu schaffen, nicht aber immer hinter vollendeten Tatsachen hinterher zu debattieren.“

Hier liegt der Hase im Pfeffer. Die „kleinen Könige“ machen jede Reform so sehr schwer. Und der „große König“ erstickt in Verfassungs- und Staatsratsfragen, während Danzig ihn doch für andere Zwecke erwählt hat und sehr standesgemäß besoldet!

7.

Spielhöllen.

Ich bin schärfster Gegner des Spielklubs Zoppot und verlange, daß die Spielhölle in Gemäßheit des fast einstimmigen Beschlusses der Verfassungsgebenden Versammlung sofort geschlossen, nicht aber mit der Schließung der Spielsäle bis zum Ende dieser Saison gewartet wird. Hier darf es kein längeres Dulden, kein unentschlossenes Hinziehen geben — diese Pestbeule des jungen Freistaates muß ausgerottet werden, und zwar ohne jeden Verzug! Wie verächtlich wurde früher über Monaco geurteilt — aber machen wir es selbst, so soll es etwas ganz anderes, entschuldbareres sein? Nein, es ist nichts anderes, es ist ein schwerer Fehler gemacht und ist die Konzession ohne Zögern zurückzuziehen. Kommen rechtliche Bedenken auf, so mögen dieselben später, evtl. im Prozeßwege, geklärt werden, aber es darf nicht sein, daß eine Gemeinde des Freistaates von diesem Sündengelde lebt. Kann sie ihre Selbständigkeit anderweit nicht erhalten, kann sie ihre Beamten und Pensionäre sonst nicht bezahlen, so mag sie sich an Danzig anschließen, das hierzu gern bereit sein wird. Wenn aber ein Zoppoter Pensionär mit Rücksicht auf seine Pension für die Beibehaltung der Spielhölle eintritt und einen langen Artikel darüber der Presse zufertigt, so pruste ich ihm ins Gesicht. Übrigens eine ganz kleine Frage: Warum bezieht der Mann, der so nachdrücklich schreiben kann, eigentlich Pension? Pensionen sollten lediglich Arbeitsunfähigen gewährt, aber nicht verschleudert werden an stattliche Männer, die noch eine ganz vorzügliche Arbeitskraft besitzen. Dazu sind Staat und Stadt zu arm!

Der Kaiser.

Paul Graf von Hoensbroech schreibt:

„Schuld an Deutschlands Zusammenbruch war die Mißregierung Wilhelms II. Schuld an seiner Mißregierung war sein unseliger Charakter.

Oberflächlich, frivol, burschikos, eitel, selbstherrlich, prunksüchtig, geldstolz, ohne Ernst, ganz aufs Äußere gestellt, menschenverachtend, freundschaftslos, nachtragend, kleinlicher Anbeter seines kleinlichen Ichs, ohne großen Zug, Poseur und Schauspieler, und dabei — mit das Schlimmste für einen Herrscher — Feigling ohne persönlichen Mut.

Das ist Wilhelm II.“

Ich glaube nicht, daß irgendwo sich ein härteres Urteil über den unglücklichen Fürsten findet. Und doch ist es an keiner Stelle, in keinem der geschilderten Charakterzüge unzutreffend, ungerecht oder auch nur übertrieben. Die unstete, aufreizende Theaterpolitik Wilhelm II. drängte die feindlichen Nachbarn zu dem festgeschlossenen Ring, der uns schließlich erdrosselte. Zugegeben sei, daß Wilhelm II. nicht selten das Gute wollte, aber selbst dann wählte er gewiß die falschen Mittel, allemal griff er daneben. Dieser Fürst wäre für jeden Staat zum Verhängnis geworden; Deutschlands Unglück war, daß es sich nicht früher von diesem Irrlicht zu befreien wußte. Viel hätte der gekrönte Theatraliker noch in letzter, verzweifelter Stunde retten können, viel wäre ihm verziehen, wenn er in kritischen Tagen persönlichen Mut gezeigt hätte. Aber die feige Flucht ist nicht zu verzeihen.

Ist das wahr?

Graf Hoensbroech schreibt ferner in seiner Broschüre „Wilhelms II. Abdankung und Flucht“:

„Einst machte Wilhelm II. mit der Kaiserin und Gefolge auf der „Alexandra“ eine Lustfahrt auf der Havel. Es war böiges Wetter. In der Nähe des kaiserlichen Schiffes kenterte ein Segelboot mit zwei Insassen. Einer aus dem Gefolge — er hat mir selbst den Vorgang erzählt — machte Wilhelm II. aufmerksam auf die mit dem Tod in den Wellen ringenden zwei Menschen und forderte zum Beidrehen und zur Rettung auf. „Was gehen mich diese Leute an?“ Da trat die Kaiserin hinzu: „Wilhelm, Du mußt die Menschen retten.“ Unwillig wurde der entsprechende Befehl gegeben.“

10.

Der Kronprinz.

Ein Sausewind, der, darin seinem sonst so ungleichen Vater gleich, nie reif wird. Wer aber sein Jagdbuch gelesen hat, findet darin schlichte, gewinnende Züge, eine innige, aufrichtige Liebe zur Natur und zum Wilde. Er war kein Aasjäger, wie sein kaiserlicher Vater, betrieb vielmehr die Jagd waidmännisch und mit großem Ernst. Inmitten der Natur zeigte er sich als guter, tüchtiger Mensch, der in seinem tiefsten Kern nicht schlecht sein kann, darum auch nicht untergehen wird. Allerdings bleibt bei firstlichen Schriftstellern stets die leidige Frage unbeantwortet, wer in Wahrheit das Buch geschrieben hat.

Interessant bleibt auch, daß der Kronprinz nach dem verunglückten Aufmarsch im Westen 1914 den vollen Ernst der Lage erkannte und zum rechtzeitigen Abblasen riet, natürlich vergebens riet.

11.

Prinz Joachim.

Ich hatte Gelegenheit, ihn in Thorn näher zu beobachten. Ein junger, frischer, sympathischer Mensch von einfacher Art, in den Gesichtszügen an den Kronprinzen erinnernd. Aber ein klein wenig Prinzengetue konnte nicht ausbleiben. Er ließ sich einen Posten Zigaretten geben, nahm jedoch nur zwei, während er die anderen liegen ließ. Gierig stürzten sich hierauf ein paar Reisende dunkelhaariger Art, die sich ein „Hohenzollern-Andenken“ nicht entgehen ließen.

Nun hat der junge, damals so lebenstrahlende Mensch durch Selbstmord geendet. In schwerer Nervenüberreizung griff er zur Waffe und verwundete sich tödlich. Das Sterben fiel ihm schwer. Gut, er griff zur Waffe, der freie Tod war sein gutes Recht — aber warum griff er nicht zur Arbeit? Ist prinzlichen Gemütern die Vorstellung, irgendeine produktive Arbeit zu leisten, eine ganz unmögliche? Fast scheint es so; aber dann liegt es an der Erziehung, nur an dieser.

Ich fühle mich nicht berufen zum Verteidiger kaiserlicher Prinzen. Aber es wäre nicht schön, wenn das deutsche Volk womöglich alle sechs Wochen durch irgendeinen Prinzenselbstmord aufgeschreckt würde. Ginge es nicht an, den Herren einmal nahe-zulegen, sich so etwas wie Arbeit näher anzusehen?

12.

Deutsche Nationalgötter.

Hindenburg marschiert an der Spitze, doch werden noch viele Deutsche umlernen, wenn sie sich den alten Herrn etwas

genauer ansehen. Zugegeben sei von vornherein, daß er, von alt-preußischer Auffassung aus betrachtet, ein mustergültiger Offizier von tadelloser Haltung war. Aber er war durchaus nicht das, was die verblendete Menge in ihm sieht. Er ist kein großer General und in mancher Beziehung ein beschränkter Mensch, der durch viele Jahre von dem Ruhme zehrt, der einem Größeren gebührt; spätere Generationen werden schwerlich begreifen können, wie dieser enge, hölzerne Geist zu dem weithallenden Ruhm gelangen konnte. Er wurde dem Jüngeren beigegeben, um dessen Feuer, dessen starkes, unbezähmbares Temperament ein wenig zu dämpfen. Der Jüngere, dessen militärisches Genie nicht zu übersehen war, hatte vorübergehend Erfolg, ihm gebührte der Ruhm für zwei bis drei siegreiche Schlachten, doch blieb er merkwürdig lange im Schatten, und Hindenburg bekam es fertig, sich als strahlendes Genie feiern zu lassen, während er doch nur zu gut wußte, wissen mußte, daß er alles andere sei, als ein Genie. Ohne Ludendorff war er nichts, eine bloße Attrappe. Der Jüngere vereinigte alle Fäden in seiner Hand, der Ältere ließ ihn stets gewähren, bezog sein riesengroßes Gehalt, aß und trank gut und war — der angebetete Hindenburg. Vielleicht erkannte er nicht einmal das Wunderliche, ein klein wenig Lächerliche seiner Lage. Mich dünkt, es sei übrigens nicht so schwierig, ein „großer“ General zu werden, wenn nur die Massen blindlings folgen und sich geduldig abschlachten lassen. Ist doch in dem jetzigen Kriege Rußlands gegen Polen oder richtiger Polens gegen Rußland ein einfacher Soldat der bedeutendste und erfolgreichste Reiterführer. Besinnt sich aber eines Tages die Masse auf sich selbst, erkennt sie das Irrsinnige ihres Tuns, Brüder hinzumetzeln — was bleibt dann dem großen General, als seine hübschen, breiten, roten Streifen? Zuweilen noch eine Villa in Hannover.

In Berlin baute man einen riesigen, hölzernen Hindenburg und vernagelte ihn gründlich. Dieser hölzerne, vernagelte Hindenburg war wie ein Symbol. Aber die guten Deutschen begriffen erst spät den tieferen Sinn.

Wer sonst nicht recht wußte, was er an Hindenburg rühmen sollte, rühmte wenigstens seine machtvolle Erscheinung und herkulische Kraft. Du lieber Himmel, diese gewaltige Kraft wurde nicht einmal mit einem kleinen Einbrecher in Hannover fertig, während sie die ganze Welt bezwingen sollte. Aber wieder regnete es Telegramme und Huldigungen und es triefte im deutschen Blätterwalde förmlich von Sentimentalität und Unsinn.

Mit bald achtzig Jahren schrieb dann Herr von Hindenburg ein dickes Buch. Glaubt jemand, daß man mit achtzig Jahren zu schriftstellern beginnt?

Wer, frage ich, neugierig, wie ich nun einmal in artistischen Dingen bin, mag also in Wahrheit diese Arbeit geleistet haben? Ich wüßte es gern.

Ludendorff ist aus anderem Holz. Er ist, im Gegensatz zu dem alten Hindenburg, ein großer General, der geborene Führer, energisch, entschlossen, unerbittlich. Nötigenfalls spielt er va banque, aber welcher berühmte Heerführer hätte das nicht getan? Sein und Deutschlands Unglück war, daß er auch in nicht militärischen Dingen schier unbegrenzte Macht erlangte, besonders in reiner Politik, für die ihm anscheinend alle tiefere Erkenntnis fehlt. Daß er hierin fast ausnahmslos irrte, ist also weiter nicht befremdlich; aber auch in rein militärischen Fragen hat er schwer gefehlt. Auf sein Konto ist die unbegreifliche Zersplitterung der Kräfte und die fast noch mehr unbegreifliche Verkenntung gegnerischer Stärke zu schreiben.

Sein Sturz war tief, aber gerecht.

Tirpitz. Er gehört in Anklagezustand, denn allein seine Schuld ist es, daß Deutschland zu Beginn dieses unseligen Krieges nicht die Waffe besaß, die es am allerdringendsten brauchte, das Unterseeboot nämlich. Man sage nicht, daß es leicht sei, nachher klug zu reden — es gab eine Reihe von Deutschen, die lange vor dem Kriege diesen Mangel erkannten, die ernstlich warnten und Tirpitz im Reichstage dieserhalb gehörig zusetzten, so daß er sich bequemen mußte, dieser Waffe etliche Beachtung zu widmen. Doch er tat es mit Unlust; es geschah daher viel zu wenig und das Wenige viel zu langsam. In zehn Friedensjahren wurde hinsichtlich dieser uns so nötigen Waffe nicht halb so viel geleistet, als im Kriege, bei dem wachsenden Mangel an Rohmaterial, in einem Jahre. Man stelle sich einmal vor, welche Wendung der Krieg genommen hätte, wenn zu Beginn desselben diese Waffe auf der Höhe gewesen wäre, die uns allein nützen konnte, während die schweren Panzer nutzlos im Hafen rosteten.

In der böswilligen Vernachlässigung dieser uns so dringlich notwendigen Waffe erblicke ich eine außerordentlich schwere Verfehlung des Admirals von Tirpitz, für die er zur Rechenschaft gezogen werden muß. Dazu ist es auch heute noch nicht zu spät.

Mackensen. Ist es notwendig, diejenigen Generäle und Admirale, die von Halbnarren als Halbgötter angestaunt werden, unter die kritische Lupe zu nehmen, so kann von dem Feldmarschall, der uns Danzigern besonders nahe steht, wenigstens das gesagt werden, daß er ein Herz für seine Untergebenen hatte. Dafür sei ihm an dieser Stelle gedankt.

Seine militärischen Erfolge gelten mir wenig. Übrigens: waren es Erfolge? Sie sind verweht, wie Spreu im Winde.

Aber der tüchtige Mensch mit warmem Herzen bleibt.

13.

Die Schuldfrage

Man neigt heute dazu, die Frage, wer an dem entsetzlichen Kriege Schuld trägt, zu vertuschen, sie auf sich beruhen zu lassen.

Ich stimme dem nicht bei. Auch die Geschichte vertuscht nichts, reißt stets, oft erst nach Jahrzehnten, alle Schleier fort. Wer so viel gelitten, wie das deutsche Volk, hat auch ein Recht, klar zu sehen.

Bismarck schuf seine drei Kriege, die er für nötig hielt, selbst. Dem Volke wurde es 1864, 1866 und 1870 natürlich etwas anders dargestellt, aber es gibt heute keine Schleier mehr. Ich verehere die starke Persönlichkeit Bismarcks zu sehr, um mir eine Kritik zu erlauben, aber es hieße sich blind stellen, wollte man bestreiten, daß seine Gewaltpolitik, die auch mit Danzig nicht sehr säuberlich umfuhr, die Basis des Weltkrieges bot.

1914 war es nicht anders als 1870. Man wollte den Krieg, der wohl vermeidbar gewesen wäre — nun, so kam der Krieg.

Das Ultimatum an Serbien war der Krieg, das ist unumstößliche Wahrheit. Dieses Ultimatum war an sich eine Schamlosigkeit. Nun geschah es aber, daß Serbien neunzig Prozent des Ultimatus, ja noch darüber, annahm. Doch das paßte durchaus nicht in die unedle Absicht, das gefährliche Wollen.

Das Ultimatum ist von Österreich erlassen und von Deutschland gekannt. Nun, so dünkt mich, ist die Frage nach der Schuld — keine Frage mehr. Sie fällt zusammen, ist beantwortet für jeden, der nicht mit Scheuklappen herumläuft.

14.

Ein einsamer Kämpfer.

Man braucht nicht breite, rote Generalsstreifen und den Bauch voller Orden zu tragen und kann doch im Kriege, gerade als Kämpfer gegen den Krieg, unvergänglichen Ruhm erwerben. Ich spreche von Karl Liebknecht, dessen Name schon auf Adel und Bürger wie ein rotes Tuch wirkt, der aber anders war und mehr war, als satte Kriegsgewinnler ahnen. Er war ein treuer, starker und tapferer Kämpfer, der für seine Idee sein Leben ließ.

Wie stand er allein, als sein Kampf, sein schwerer Kampf begann. Seine eigene Partei verließ und verleugnete ihn, wollte ihn mundtot machen und mochte wohl aufatmen, als der konsequente Antimilitarist im Zuchthause saß. Aber seltsam, gerade dann begannen viele hinzuhorchen und sich zu besinnen, wurden nachdenklich und immer nachdenklicher. Und schließlich brannte das rote Feuer der Revolution aus dieser einsamen Zelle heraus, überstrahlte von hier alle Welt, machte sie erbeben.

Ich gehöre nicht zu seiner Partei, aber ich glaube diesen leidenschaftlichen Kämpfer gut zu verstehen. Ich weiß nicht, wo er begraben liegt, aber ich werde sein Grab aufsuchen und einen Kranz von roten Rosen dort niederlegen.

15.

Rosa.

Es gibt noch einen zweiten Namen, der die Philister wild macht: Rosa Luxemburg. Nun ist auch dieser Feuerkopf still geworden, auch die blutige Rosa, wie ich sie früher nennen hörte, hingemetzelt von preußischem Militär. Den behäbigen Bürger überlief es wie Grauen und Gruseln, wenn er in Friedenstagen von dem wilden Satan hörte. Und auch ich dachte mir etwas ewig Aufgeregtes, vollkommen Unweibliches, wenn ihr Name vor mir mit tiefem Abscheu genannt wurde. Denn irgendein Verstehen, auch nur ein Versuch, den Gegner zu verstehen, gab es doch vor dem Kriege in Bürgerhäusern nicht. Aber auch sie war anders, ganz anders. Wer nicht ihre Schriften lesen mag, der lese wenigstens die beiden Briefe, die Maximilian Harden in den letzten Nummern seiner „Zukunft“ veröffentlichte. Dafür sei Harden Dank gesagt! Die beiden Briefe sind im Gefängnis geschrieben, doch ich sage euch, es gibt nichts Zarteres, als diese beiden Briefe. Innigste Liebe zur Natur und zarteste Freude an dem geringsten Reiz des Lebens, friedvolle Süßigkeit und ein sehnsuchtsvoller Gruß an die Freiheit. Das war Rosa Luxemburg in Wahrheit, während ihr sie für eine Megäre hielten. Ach, es können einem die Tränen in die Augen treten, wenn man bedenkt, wieviel edles Leben die militärische Kanaille hinschlachtete. Und ein starker Haß lodert auf.

16.

Nieder mit dem Militarismus.

Nie wieder darf Krieg sein. Nie wieder darf es dahin kommen, daß zwei Augen, die nicht über ihre eigene Nasenspitze sehen konnten, über Krieg und Frieden bestimmen, Millionen in den sicheren Tod senden. Das ist fortan Sache des Volkes, Sache der Völker. Wenigstens diese Frucht zeitigte der verfluchte Krieg, der auch mir einen Menschen nahm, den ich sehr lieb hatte, meinen jüngsten Bruder. Er, der junge Offizier, dieser liebe, sonnige Mensch, mit tausend Plänen im Herzen, fiel gleich in den ersten Tagen in Fillières bei Longwy.

Keinen leidenschaftlicheren Feind besitzt das Militär, als mich. Übel wird mir, wenn ich nur eine Uniform erblicke. Schon der alte Kant kämpfte stark und gleichsam mit innerer Bewegung — er, der sonst so kalt und streng in seinem Denken war — gegen die großen Heere. Aber nichts änderte sich, nicht das geringste, nur immer größer wurden die Heere, immer drohender die Gefahr, bis zur schließlichen Weltkatastrophe, die niemand überraschen konnte.

Zweihunderttausend oder hunderttausend Mann? Ewige Gestirne! Nicht einen Mann, nicht einen Soldaten! Schickt den letzten Mann nach Hause, mag er produktive Arbeit leisten, aber nicht in bunten Fetzen herumstolzieren, nicht nutzloserweise sich satt und rund fressen. Und schließlich morden, morden, morden, denn dazu wird er doch nur dressiert.

17.

Angsthasen.

Verstört durch die Heftigkeit meines Angriffs sagten mir solche, die doch anfangen, nachzudenken: Aber Deutschland braucht doch ein Heer! Nein, sage ich, Deutschland braucht kein Heer. Gegen den „inneren Feind“ etwa? Macht mich nicht böse, es gibt keinen inneren Feind! Gegen äußere Feinde? Ich kenne keinen äußeren Feind. Aber ich will mir einmal vorstellen, daß das geliebte deutsche Vaterland in Not ist, obwohl nach alledem, was geschehen, diese Vorstellung nicht leicht fällt, denn gerade vom Herzen Europas, von Berlin, ging ja die irrsinnige Rüstung aus, gerade dort wurde der Bogen überspannt, bis er sprang, springen mußte.

Angenommen also, das Land wäre in Gefahr, so wird in wenigen Wochen, vermutlich in Tagen, ein Heer aus dem Boden gestampft sein. Wer würde dann wohl sein Vaterland in der Not lassen, ohne zu helfen? Gerade dieser Krieg hat ja bewiesen, in wie kurzer Zeit Leute herausmußten, in wie kurzer Zeit selbst ein ganz unmilitärisches Volk ein Riesenheer aufzustellen vermochte. Also dieser Einwand wiegt nicht schwer, wahrlich nicht.

Aber „die Feinde“ denken doch nicht daran, abzurüsten. Nur wir sollen es tun?

Darauf habe ich folgende Antwort und damit schließe ich die Diskussion: Kein Volk wird so töricht sein, auch fernerhin Milliarden zwecklos zu verausgaben, wenn es im Herzen Europas nur erst militärstill wird, gerade dort der Rüstungswahnsinn — denn ein solcher war es — erlischt. Wartet nur noch kurze Zeit!

18.

Thron und Altar.

Der Throne sind zahlreiche gestürzt und es kann nicht gesagt werden, daß diese Leistung eine besonders schwierige war — somit müssen sie wohl reichlich morsch und reif zum Umsturz gewesen sein. Verblüffte es noch vor etlichen Jahren einigermaßen, als Norwegen seinen Schwedenkönig kurzweg entließ, so haben wir uns in den letzten Jahren auch dieserhalb jedwedes Verblüfftsein abgewöhnt. Die deutschen Throne fanden ein sehr plötzliches und wenig ruhmreiches Ende; niemand braucht ihnen eine Träne nachzuweinen.

Aber die Altäre stehen noch.

Mag es indessen ein fürchterliches Wagnis bedeuten, an dieser letzten Säule verflössener Herrlichkeit zu rütteln, so will ich es gleichwohl tun.

Immer noch klammern sich Millionen an alte, verstaubte Wahne, kommen nicht frei von himmlischem und höllischem Spuk. Mochten freie Denker lehren und in dicken Wälzern beweisen, daß es keinen Gott gibt, geben kann — schlaue Priester wußten immer wieder das böse ramponierte Netz zu flicken, wußten immer wieder mit List und Tücke die blöden Menschlein einzufangen, einzulullen.

Nun aber scheint es mir an der Zeit, diesem trübseligen und gleisnerischen Netzwerk ernstlichst auf den Leib zu rücken, ihm definitiv den Garaus zu machen und es so gründlich zu zerstören, daß kein Flicker und Basteln mehr möglich. Heraus, endlich einmal heraus aus diesem Gewebe von Trug und Unsinn, fort mit Orgelton und Glockenklang, mit allem, die Hirne einengenden Kirchenbimbam. Freie Bahn dem freien Denken. Ist es nicht ausschließlich Priesterwerk, wenn in Jahrtausenden die Menschheit nicht weiter kam? Jeden Anlauf wußten sie zu hemmen, jeden freien Flug zu lähmen — immer blieben sie Sieger, kamen immer wieder nach oben. Aber jetzt ist eine seltsame Unruhe über das Priestervölkchen gekommen, ein Schwanken und Zittern, eine Angst, daß es diesmal anders kommen könne. . . . Ah, käme es anders, käme die Menschheit endlich einmal frei, möchte sie es doch lernen, sich zu lösen von ödem Gespenster-spuk und einer wahren Flut von Irrlehren. Möchte sie es lernen, fest auf der Erde zu stehen und alles auszuschneiden, was der Vernunft widerspricht.

Als ich noch in dem alten, schönen Uphagen-Hause meine Lehrzeit verbrachte, rief mein greiser Chef jedesmal, wenn eine Kirchenkollekte herumging, ganz entrüstet aus: Schulen sollt Ihr bauen, aber nicht Kirchen. Baut Schulen! Baut Schulen!

Ich sehe ihn vor mir, den großen, hageren Herrn mit dem roten Gesicht und den schneeweißen Bartkoteletten; immer muß ich an ihn denken, wenn ich auf Priesterenge und Priesterfanatismus stoße.

19.

Meister des Stils.

Stil der Souveräne.

Der Reichtum eines Landes hängt vom allgemeinen Wohlstand ab.

Louis Napoléon.

In la Rive gauche, 12. März 1865.

Katholischer Stil.

Die Überschwemmungen an der Loire fallen den Ausschreitungen der Presse und der Übertretung des Sonntags zur Last.

Der Bischof von Metz, Hirtenbrief, Dezember 1846.

Wissenschaftlicher Stil.

Die Flöhe springen überall, wo es deren gibt, auf die weißen Farben. Dieser Instinkt ist ihnen verliehen, damit wir sie leichter fangen können.

Bernardin de Saint-Pierre, Harmonies de la Nature.

(Aus dem schönen Buche: In memoriam Gustave Flaubert.)

Der reine, destillierte und raffinierte Blödsinn.

Wer diesen studieren mag, beschaffe sich die Nummern der „Danziger Allgemeinen Zeitung“ aus den Tagen des Kapp-Putsches.

Das außerordentlich geschätzte Blatt stellte den politischen Schieber Kapp in eine Reihe mit — Bismarck und bezeichnete, etwas übereilt, den albernem Putsch als eine der größten Taten der Geschichte. . . .

20.

Der Diktator und das Hutzelmännchen.

Allmorgendlich, etliche Minuten vor acht Uhr, rast das Auto unseres Diktators durch die Große Allee. Ehrfürchtig neigen sich die Bäume und selbst die Winde hören auf, zu wehen, denn soviel Größe muß gehörig respektiert werden. Der Diktator sitzt steif und starr, gestützt auf seinen sehr langen Spazierstock. Den braucht er, denn er ist selbst etwas lang geraten und sein Beizeug ist gewiß nicht in allerbesten Verfassung, sonst würde er doch nicht, bei der oft betonten Notlage der Stadt, tagtäglich mehrmals den teuren Betriebstoff verfahren, sondern munter durch die schöne Allee wandern und über das Wohl der ihm fremden Stadt nachsinnen. Schließlich existiert auch eine elektrische Bahn und sogar eine Eisenbahn. . . .

Zuweilen steigt an einer Straßenecke ein munteres, gelenkiges Hutzelmännchen in das Auto. Dieses Männchen ist stets begleitet von zwei seltsamen, wilden Tieren, die grau und langhaarig sind und entfernt an Hunde erinnern, aber auch einer exotischen Rasse wilder, zwergartiger Schweine angehören können. Demütig betrachte ich diese Fabelwesen, die offenbar zu der hohen Regierungstätigkeit unbedingt nötig sind. Hatte Bismarck seinen Reichshund, der den fremden Diplomaten ge-

legentlich ernstlich zu schaffen machte, so hat der Begleiter des Diktators die beiden Zwergschweine, die sich vermutlich in gleicher Weise betätigen. Über das Gesicht des Diktators huscht ein Lächeln, wenn die beiden Untiere einsteigen.

Wunderlich, ich muß immer an die Mongolei und Mandschurei denken, wenn ich dieses heitere Morgen-Idyll betrachte.

21.

Bolschewismus.

Die Deutschen, auch die unseres Freistaates, haben eine Satansangst vor dem Bolschewismus. Spräche ich irgendwie dagegen, so würde ich vor tauben Ohren sprechen. Da kommt die Rede des Außenministers Dr. Simons gerade zu rechter Zeit. Ich will die entscheidenden Stellen nachstehend wiedergeben, da sie mir eine sehr hohe Bedeutung zu besitzen scheinen:

„Ich sehe der Entwicklung im Osten nicht mit der Sorge entgegen, wie vielleicht mancher unter Ihnen. Ich habe Tschitscherin in Brest-Litowsk kennen gelernt und halte ihn für einen ungewöhnlich klugen Mann. Ich glaube nicht, daß es im Interesse der Sowjetrepublik liegt, Deutschland mit mordenden und brennenden Horden zu überziehen. Was die Sowjetrepublik braucht, ist wirtschaftliche Unterstützung. Sie haben sich durch Überspannung der Räte-Idee eines großen Teiles der wirtschaftlichen Kräfte beraubt, die die Wiederherstellung der zerrütteten Wirtschaftsordnung in Sowjetrußland ermöglichen.

Ich gehöre nicht zu denjenigen, die in Rußland nichts als Chaos sehen. Ich weiß aus eingehenden Berichten unabhängiger und kenntnisreicher Männer, daß in Sowjetrußland eine geradezu enorme aufbauende Wirtschaft geleistet wird, eine Arbeit, bei der wir gut täten, uns nach mancher Richtung hin ein Muster zu nehmen. (Hört, hört! und Sehr richtig! bei den Unabhängigen.) Ich bin gerne bereit, Ihnen darüber Material zu geben. (Erneute Zurufe von den Unabhängigen.)

Meine Herren! Wenn Sie wüßten, wie in Rußland das Problem der Vereinfachung, der Kraftvermittlung im Lande und das der Paralelisierung der gegeneinander laufenden Kräfte, der Vereinheitlichung der Kraftquellen jetzt in Angriff genommen wird und in Angriff genommen ist, so würden Sie vor der Tatkraft und der Kenntnis der damit betrauten Spezialisten Respekt haben. (Zuruf bei den Unabhängigen: Das haben wir nicht erwartet! — Heiterkeit.) Meine Damen und Herren, es ist mir vollständig einerlei, was Sie von mir erwarten, wenn ich mich verpflichtet fühle, Ihnen zu sagen, was ich für die Wahrheit halte.“

Hat Deutschland nun endlich einmal einen klugen, ernsten Mann gefunden, der den Mut besitzt, die Wahrheit zu sagen, so

ist die traurige Folge die, daß ihn der rechte Flügel des Reichstages alsbald mit Unrat bestülpt. Dr. Simons trat zwar am folgenden Tage scheinbar einen kleinen Rückzug an, aber er wich nicht von seinem Standpunkt. Er versicherte, daß er lediglich auf Grund zuverlässiger Berichte den falschen Anschauungen entgegengetreten sei, die in Deutschland über die gegenwärtige Lage Rußlands verbreitet seien. Er habe es für seine Pflicht gehalten, sie so zu schildern, wie sie tatsächlich seien. Die „Vossische Zeitung“ hat demzufolge Recht, wenn sie sagt: „In den wesentlichen Fragen seines Ressorts ist Dr. Simons tatsächlich nicht zurückgewichen und gerade seine Stellung zu den auswärtigen Fragen ist es, um die sich der eigentliche Kampf dreht. Er muß durchgefochten werden. Hier gibt es keine Kompromisse.“

In der Tat, dieser Kampf zwischen rechts und links ist unausweichlich. Mich dünkt, es wird ein Kampf auf Tod und Leben!

22.

Antisemitismus.

Ich lehne den Antisemitismus rundweg ab, halte ihn für unvornehm und ungerecht. Es geht nicht an, wegen des Glaubens oder etwas dunklerer Hautfarbe halber eine ganze, alte Menschenrasse zu verdammen oder als minderwertig hinzustellen. Das ist sie durchaus nicht; ihre hohe, geistige Regsamkeit ist sogar zu bewundern, und selbst Bismarck gönnte dem etwas schweren Deutschtum einen kräftigen Schuß des weitaus beweglicheren Judentums. Es gibt feine, liebe, gütige Menschen und widerliches Geschmeiß unter den Juden, wie unter den Christen. Das Aufrühren alter Talmud-Bestimmungen oder das Wühlen im Schulchan-Aruch, um nur den Juden etwas anzuheften, erscheint wenig geschmackvoll; der moderne Jude hat kaum etwas mit dem alten Zauber zu tun und lehnt ihn auch gewiß selbst ab. Der ganze Antisemitismus scheint mir gleichsam von Neid diktiert; etwas Rohes haftet ihm an, und er brach auch immer wieder zusammen, weil vornehmere Geister ihn abwehrten. Allerdings, sehr mutig ist der Jude in der Regel nicht, aber es gibt viele Ausnahmen, und wissen möchte ich wohl, wie viele Juden in russischen und sibirischen Gefängnissen für ihre Idee ihr Leben ließen. Auch in der deutschen Revolution stand und starb mancher Jude mutig für seine Idee, wie überhaupt die Geschichte des Freiheitskampfes der Menschheit so manchen jüdischen Namen aufweist. Unbegreiflich ist mir immer geblieben der starke, anhaltende Groll, der sich gegen Heinrich Heine richtet. Man stellt ihn als Lyriker ganz nahe an Goethe heran, aber sein Denkmal wird besudelt oder zerstört, wo auch immer seine Aufstellung gewagt wird. Wie unedel ist das, wie gemein und ver-

werflich! Der echte Demokrat fragt überhaupt nicht nach dem Glauben, denn er hält diesen für einen höchst überflüssigen Luxus.

Der Jude täte indessen gut, in Fragen des Taktes etwas zurückhaltender zu sein, um antisemitische Neigungen, die nun einmal nahezu in jedem Deutschen schlummern, nicht unnötig zu reizen. Ich selbst war Zeuge, wie ein jüdischer Arzt, Sanitätsrat, der körperlich etwas sehr klein geraten, in einem Restaurant einen Haufen schneeweißer, sorgsam zusammengelegter Tischtücher sich unterlegte, um auf diese Art über den Tisch gucken zu können. Nun, es genügte ein flammender Blick und eine sehr deutliche Handbewegung, um das jüdische Herrchen zur Raison zu bringen und die arge Schamlosigkeit zu verhüten.

Damit übrigens nicht ein großes Gegrübel einsetzt, wer wohl dieser absonderliche Sanitätsrat sein möge, füge ich ausdrücklich hinzu, daß dieser peinliche Vorfall sich nicht in Danzig abspielte.

23.

Messenzauber.

Die Bürger hungern — aber die Messebesucher prassen. Es ist ein Messenwahnsinn ausgebrochen; jede Stadt fühlt sich zurückgesetzt, wenn sie nicht ihre Messe hat. Danzig muß sogar zwei Messen zu gleicher Zeit haben. Ist das zu verstehen? Ich verstehe es nicht. Eine Stadt, die nicht leben und nicht sterben kann, ein Freistaat, der noch keine Verfassung besitzt, der von allen Seiten abgeschnürt ist und Waren von Belang nicht selbst produziert, lockt viele Tausende fremder Menschen herbei, die sich hier gehörig sattessen wollen, während — ich sagte es schon — die Bürger hungern. Das nenne ich rund heraus ein Verbrechen! Überdies ist es eine Dummheit, denn die Mehrzahl der Messebesucher nimmt eine riesige Enttäuschung mit und kommt sobald nicht wieder. Das schadet jetzt und in allernächster Zeit wahrlich nichts, aber in künftigen Jahren kann es sehr wohl ein ernstes Bedauern auslösen. Und warum diese Überstürzung? Frage den Herrn der Welt, denn der Herr der Stadt wird dir vermutlich auch keine brauchbare Antwort geben können. Da reißen ein paar Ehrgeizige eine reichlich abgehetzte Idee an sich, hetzen sie unentwegt weiter bis zur unglücklichen Verwirklichung — aber sie blähen sich auf und sind nicht wenig stolz auf ihr Machwerk, das in Wahrheit ein Gespött ist. Einmal Geld hineingesteckt in diese Kater-Idee, hieß es nun, das Geld zu retten; die Affäre wurde zur Ehrensache der Stadt, ihr guter Ruf war gefährdet. Du lieber Himmel, wieviel Elend hat uns dieser unselige „Ehrenstandpunkt“ in den letzten traurigen Jahren auf den Hals geladen. Ein Maul voller Phrasen, ein paar großartige Gesten, eine Serie überschraubter, innerlich unwahrer Presseerzeugnisse

— und das Unheil rast weiter. Aber vielleicht sehen alle dreihunderttausend Einwohner des Freistaates in dem Messegetöse etwas unendlich Berückendes, und nur ich bin so seltsam geartet, lauter Narrheit hierin zu finden — nun denn, so stehe ich, wie so oft, allein. Ich sehe nur, daß die Bürger hungern, während die Messebesucher prassen.

Indessen, stehe ich wirklich so ganz allein? Hier und da frage ich einen guten Bekannten — schnurrig, unter vier Augen nennt er all dieses schillernde Messegetue Blödsinn, gleich mir. Aber warum nur unter vier Augen? Warum findet sich nicht eine Stimme, nicht eine der vielen Danziger Zeitungen, die öffentlich und rechtzeitig dem Unsinn Halt gebietet? Eine arme, kinderreiche Frau hält mich an, klagt über den totalen Kohlen- und Fleischmangel, die lächerlich winzige Brotration. Bitter fügt sie hinzu, vier Köche seien in der Messe tätig und wissen mit dem vielen Fleisch nicht zu geraten Ich weiß nicht, ob es vier Köche sind, mehr oder weniger, ich sehe nur das magere Gesicht der armen Frau, und nicht zum ersten Male fällt mir auf, wie ihre Kinder immer bleicher und hagerer werden, mir fällt auch der städtische Erlaß ein, danach kein Fleisch verteilt werden kann, weil die Polen nichts hereinlassen. Aber in der Messe wissen die Köche nicht mit dem vielen Fleisch zu geraten. Da überfällt mich ein rasender Zorn und ich schwöre der Frau, dies soll anders werden. Hin zu dem, der die Verantwortung trägt, der auf Festessen Festreden hält und das unermeßliche Elend nicht sehen will

Diese Zeilen schrieb ich in den Tagen des Messewahnsinns, schrieb sie natürlich vergebens. Den Rest habe ich vernichtet; er klang in begreiflicher Erregung nicht sehr zahm.

24.

Trinkgelder.

Schon vor Jahrzehnten hat die Staatsbahn das Trinkgelderunwesen mit rauher Hand ausgerottet — auf den Privatbahnen, ganz besonders auf der elektrischen Bahn, grassiert es noch heute. Es muß möglich sein, es auch hier auszurotten. Es ist unwürdig der Angestellten, auf Trinkgelder angewiesen zu sein; sie sind es auch nicht mehr — warum also wird die Annahme solcher Gelder nicht in sehr bestimmter Weise verboten? Peinlich wirkt das Geben von Trinkgeldern, peinlich das Nehmen. Von selbst hören solche Unsitten niemals auf, also muß die entscheidende Stelle sich entschließen, hier mit fester Hand einzugreifen. Ich habe soviel Achtung vor den Angestellten, daß ich annehme, sie selbst werden das Verbot begrüßen.

25.

Heubude.

Bei der Eingemeindung dieses stillen, idyllischen Fleckchens ist den Heubudern die verbindliche Zusage gemacht worden, ihnen eine elektrische Bahnverbindung zu schaffen. Diese Zusage ist bisher nicht erfüllt worden; wohl wurde mit den Vorarbeiten begonnen, dann aber kam der Krieg und schließlich schief das Projekt ganz ein, teils weil der Konkurrenzkampf mit Zoppot sich aus naheliegenden Gründen verflüchtigte, teils weil eine andere Bahn nach neu anzulegenden Kirchhöfen bevorzugt wurde, obwohl die Toten auch ohne Bahnverbindung hingenommen werden.

Den Heubudern geschieht aber ein Unrecht, das ich festnageln will. Es ist Pflicht der Stadtverwaltung, das Unrecht gut zu machen und die feste Zusage einzulösen. Ich werde nicht eher mit Mahnungen ruhen, bis das Versprechen erfüllt ist.

Selbst der Fußsteig nach Heubude, der hübsche Treidelweg, wird böse vernachlässigt. Keine Hand rührt sich, den an einigen Stellen unpassierbar gewordenen, bei schlechtem Wetter geradezu gefährlichen Weg zu bessern. Dazu wären ganz geringe Mittel nötig, aber es geschieht nichts. Was hat das freundliche Nestchen verschuldet, daß es so gänzlich beiseite geschoben wird?

26.

Pogutke.

Fritz Jänicke hat in dem alten Maurerpolier eine Figur von starker Plastik und ungeheurer Popularität zu schaffen vermocht. Ich stoße oft auf hochmütiges Naserümpfen gegenüber diesen Wochenplaudereien, aber das ist ganz unberechtigt, denn diese Arbeiten, zuweilen absichtlich derb und roh, besitzen einen prachtvollen Humor und verdichten sich gelegentlich zu kleinen Kabinettsstücken, bieten auch die schönste Gelegenheit, dem dickblütigen Danziger ein paar robuste Wahrheiten einzutrichern. Ich bin überzeugt, daß Jänicke mit diesen Plaudereien einen großen Einfluß zu üben vermag; begrüßen würde ich es allerdings, wenn er zu größerer Freiheit in politischen Dingen gelangen könnte oder diese doch äußern dürfte. Aber hierin klebt er oft sehr an der von seinem Blatte gepflegten Tendenz, die besser in den Plaudereien ausschiede. Dann könnten diese Arbeiten sich wohl einmal zu künstlerischer Höhe erheben, wie ja auch in Jänicke starke künstlerische Begabung steckt. Diese vereinigt mit seinem übersprudelnden Humor muß ihm die Möglichkeit bieten, Kunstwerke zu liefern — warum tut er es gar so selten?

Oberbürgermeister Sahn.

Ich sah den riesigen Demonstrationenzug vom 29. Juli. Eine starke Unruhe und das heftige Tempo fiel auf; ich hatte das klare Gefühl, daß es diesmal nicht gut gehen würde. Aber daß es zu so abscheulichen Ausschreitungen gegen das Haupt der Stadt kommen konnte, ist unverzeihlich; nichts ist da zu entschuldigen, nichts zu beschönigen. Gerade ich, der ich mich einen Freund des Volkes nennen darf und dem Ärmsten helfen möchte, damit er nicht zeitlebens in Tiefe und Elend bleibt, gerade ich nehme mir auch heraus, den irregeleiteten Massen zuzurufen, daß hier eine schmutzige, gemeine Tat begangen ist, die Oberbürgermeister Sahn nicht verdient hat. Sahn ist ein ungewöhnlich fleißiger und tüchtiger Arbeiter — ja, auch er ist ein Arbeiter! —, der wohl helfen möchte, wenn er nur einen Weg wüßte. Aber wer weiß einen Weg aus dem Irrsal, in das uns die Kriegshetzer von 1914 gebracht haben? Denn nicht die Revolution ist schuld — sie war nötig, war ganz unvermeidlich! —, sondern der Krieg mit allen seinen traurigen Folgen. Das alte Regime hat uns in dieses Elend gebracht, das wird gar zu leicht vergessen und muß immer erneut gesagt werden.

Immerhin wäre Sahms schwierige Position bequemer, wenn er es lernte, ein klein wenig das Vertrauen der Massen zu gewinnen. Auch in Polen hat er gewiß nicht das Geringste getan, was Tadel verdient. Trotzdem fand er sich starkem Haß gegenüber und schließlich stand er gar auf der Auslieferungsliste. Wie erklärt sich das? Vielleicht so, daß die Menge nur die bürokratische Leistung spürt, nur sieht, daß Sahn etwas übertrieben nach der rechten Seite schillert, nur mit diesen Kreisen Umgang pflegt und sorglich darauf bedacht ist, dem linken Flügel in den parlamentarischen Sitzungen eins auszuwischen. Kurz, die Menge fühlt nicht, daß hier ein warmes Herz für das Volk schlägt. An Tüchtigkeit, Begabung, Fleiß und bestem Willen fehlt es wahrlich nicht, auch nicht an Mut und Bereitwilligkeit, jedem Rede zu stehen. Wohl aber fehlt es an Herz!

Ich wiederhole, Oberbürgermeister Sahn würde es leichter haben, wenn es ihm gelänge, aus der bürokratischen Enge und Strenge herauszugehen und der Menge zu zeigen, daß auch sein Herz für die Armen schlägt.

Straßenbettel.

Pflicht der Polizei ist es, dieses sich langsam wieder einnistende Übel ohne langes Zögern auszurotten. An vielen Straßenecken liegen Verkrüppelte, drehen ihren Leierkasten und wirken

sehr berechnend auf das Mitleid der Passanten, oft in ekelerregender Weise. Daß muß aufhören, darf durchaus nicht geduldet werden. In einem geordneten Staatswesen darf niemand aus Hunger zum Betteln genötigt sein, vielmehr ist es oberste Aufgabe des Staates, zunächst jedem seiner Angehörigen eine menschenwürdige Existenz zu sichern. Ist der Staat sich aber dieser Aufgabe bewußt, so ist der Straßenbettel damit ohne weiteres gerichtet. Hungern müssen wir alle seit Jahren; verhungern darf niemand.

29.

Irene-Phantasien.

(Aus der „Todes-Dämmerung“.)

I.

Irene —

Du totkranke Wunderblume,

Du liebes, bleiches schönes, krankes Mädchen, du bist wie Silberlicht und Mondganz, du bist wie ein Gebet der Elfen in mondheiler Mitternacht. —

Du bist wie Glanz und Märchen, wie eine weiße, kranke Rose —

Irene . . .

Irene —

Du bist die Seligkeit des blauen Nachthimmels und der dunklen, schweigenden Nacht, du bist wie ein schöner, müder Traum, du bist wie Frühlingswind und goldklarer Glockenton, der durch die reine, klare Luft mit milden Schwingen gleitet.

Du bist wie ein Silberstrahl, der durch das tote stumme Nachtmeer irrt, du bist wie ein liebes, menschenfremdes Geheimnis. —

Du bist ein mattblaues Wunderlicht, das mit dem Horizont in sanfte, frauenhändeweiche Harmonie zerfließt, in einen leisen, zitterscheuen Bogenstrich auf dem Violoncell —

Du bist die Dämmerhelle und vergiftete Süße —

Arme, schöne, kranke Wunderblume. —

Irene . . .

Irene —

Du bist wie Orgelton zum Ave-Maria, du bist wie die Morgendämmerung und Morgenröte . . .

Vielleicht, wenn ich auf dem Rücken am Strande lag und in die Goldglut der Sonne starrte, bis Grün und Rot und Purpurgold mir vor den Augen tanzte — vielleicht, wenn ich dann träumte und träumte mit wachen, sehnsuchtsgeweiteten Augen — — vielleicht träumte ich von dir und sehnte nach dir und deiner wunderzarten Schönheit. —

Die Melancholie der weiten Einsamkeit machte meine Seele melancholisch und sehnsüchtig. Und ich weiß, aus dem Goldlicht grüßte mich ein feines krankes Mädchenantlitz mit großen, traurigen Augen. — —

Du bist das Goldlicht und die trauernde Melancholie —
Du mein liebes, totkrankes Mädchen —
Irene . . .

Irene —

Du bist schön wie Goldsterne auf blauschwarzem Herbsthimmel, du bist schön und licht und lieb, wie Erinnerungen der Jugend, schön wie der erste Kuß der Mutter. —

Du bist mir Offenbarung und letzte, tiefblaue, heilige Wahrheit. An Dich glaube ich mit der letzten Sehnsucht meiner Kranken, totwunden Seele, auf dich hoffe ich, an dich klammere ich mich mit allen Fibern meines melancholischen, violetten, traumüden Seins, das den Tod ersehnte. —

Irene . . .

Irene —

Ich spreche dich heilig!

Über mir ist nichts als Sonne und Himmel. Sonne und Himmel meinen es gut mit mir und lächeln mir Dank für meine Heiligsprechung. —

Du bist Krankenbettlicht und matte, endlose, entzückende Weichheit; du bist Tonwelle und Lichtmeer. Die Linien deines traumhaft schönen Körpers sind wie eine Melodie, die den Tod in Glanz und Entzücken wandelt. —

Du bist Sehnsucht und Madonna und Saisrätsel und goldiges Seelennetzwerk. —

Das alles bist du! Und ich sollte Dich nicht heilig sprechen?
Irene, ich sollte nicht?

Irene —

Ich spreche dich heilig —

Und ich bete zu dir . . .

Ich bete für dein Glück, du krankes Mädchen. Sieh, ich liege auf den Knien und bete um deine Genesung, du totkranke Wunderblume —

Und ich küsse mit Inbrunst den Saum deines Kleides und meine, ich müßte vergehen vor Dank und Weh und tiefblauer, ingrimmiger Qual . . .

Ich spreche dich heilig, Irene. —

Irene . . .

II.

Irene —

Irene, stirb mir nicht, denn ich ertrag' es nicht. Sieh', Lieb, ein ganzes Leben durchirrte ich und suchte nach meinem Glück,

nach meiner Sonne. Und lange fand ich weder Glück noch Sonne.
Und ich suchte weiter, denn ein brandroter Ton meiner Seele
sagte mir, ich müßte dich finden —

Und ich fand dich. —

Dich, Irene —

Irene . . .

Irene —

Irene, wenn du stirbst, so will ich dir Rosen auf dein Grab
pflanzen. Von den matten, gelben Rosen, die du so sehr liebst
und die auch ich liebe —

Viele, viele, köstliche Rosen — und gelb sollen sie sein.
Vielleicht pflanze ich auch einige rote Rosen dazwischen. Es
muß schön sein: das grelle Rot und das matte Gelb. Das Rot
darf aber nicht grell sein — sammetweich und sonnentrunken
vielmehr soll es sein —

Sammetweich und sonnentrunken. —

Irene . . .

Irene —

Wie lange faltete ich nicht die Hände, wie lange betete ich
nicht. Es gilt aber dein junges, zartes Leben — und ich sollte
nicht die Hände falten und beten? . . .

Warum bist du so krank, Irene, warum so todeskrank? Und
warum liebtest du mich, den Verdammten?

Wie kam es doch? —

Es war wohl ein Ton in deiner Seele und ein Ton in der
meinen. Die beiden Töne sehnten und strebten zueinander —
und siehe! Das Glück war ihnen hold. Sie fanden einander und
wurden Bruder und Schwester.

Irene, die Töne sind nun mit feinen, lichten Silberfäden in-
einandergeflochten und können nicht mehr voneinander lassen,
denn die feinen Silberfäden sind wunderbar zähe . . .

Der Tod aber ist stärker und zäher — der Tod wird das
Silbergeflecht und seelenseidene Silbernetzwerk zerreißen — ohne
Erbarmen —

Dich wird der Tod niedermähen — ich aber werde verbluten.

O die Wundertöne der erschütterten Seele —

Hörst du die Töne, Irene, hörst du sie? —

Irene . . .

Irene —

Mir ist, als müßte ich meine Saiten stimmen zur Totenklage —

Zur Totenklage um dich, du vergöttertes Mädchen . . .

Liebe, böse Saiten —

Klingt, klingt, klingt zum letzten Male. Ich weiß, ihr seid
grenzenlos müde. Ihr dürft aber noch nicht müde sein —

Noch nicht, noch nicht —
 Noch einmal gebt mir Sonnenglut und goldiges Leuchten,
 noch einmal gebt mir die Pracht meiner Stimme und die Glanz-
 fülle meiner Todeslieder —
 Denn es gilt, eine Totenklage zu singen —
 Es gilt, eine Totenmesse abzuhalten —
 Totkranke Wunderblume —
 Irene . . .

III.

Eine Totenklage wollte ich singen —
 Eine Totenmesse halten —
 Irene zu Ehren,
 Meiner toten Wunderblume zu Ehren . . .
 Mir ist aber, als wären die Saiten geborsten und gesprungen,
 sie können nicht klingen, noch singen —
 Und nicht einmal klagen können sie . . .
 Die Saiten schluchzen und weinen . . . — —
 Morgen will ich meine Totenklage singen —
 Morgen, morgen . . .
 Sei doch stille, dummes Herz —
 Sei doch stille . . .
 Irene . . .

Irene, meine Tote . . .

Du liebes, schönes, totes Mädchen, du meine süsse Heilige.
 Einsam zogst du hinaus in die ewige Nacht, einen gebrochenen
 Einsamen ließt du zurück. Wie konntest du mir das antun, Irene,
 wie ging es nur zu?

Matt und müde und krank an Leib und Seele war ich, ehe
 meine Liebe zu dir mich stärkte und stählte —

Wunderbar glücklich hat mich deine Liebe gemacht. Immer
 war's mir, als hörte ich seidenfeine Flüstermelodien von Engels-
 chören; immer war's mir, als sähe ich in Goldglanz und früh-
 roten Sonnenschein; und ein Duft von gelben, matten Rosen um-
 gaukelte mich allerorten —

Von jenen gelben, matten, edelkranken Rosen, die wir beide
 so sehr liebten —

Irene, meine Tote —

Irene . . .

Irene, meine Tote —

Es muß eine Welt geben, die anders ist als die unsere. Es
 muß eine sehnsuchtjauchzende, in hellen, tollen Farben brennende
 Welt geben, eine Welt, die eingehüllt ist in flockigen Silber-
 strahlenglanz, in Bündel überheller, lichtweißer Fackeln, die
 nimmer erlöschen —

Und es gibt eine solche Welt, sie ist aber weit und fern, ein einsamer Stern am Himmel der Nacht.

Die Melodien der Nacht sangen mir von diesem Stern und seinem flutwellengleichen Licht, von seinem flüssigen Kräuselgold und seinen tief-dunkel-blauen Dämmerungen, die märchenhaft schön . . .

Eine wahnwitzige Sehnsucht nach diesem Märchenstern mit seinem tönereichen Zauberlicht lebte jeher in meiner Seele. Sie wurde aber müde und stille, die große, grelle, abgründige Sehnsucht, sie wurde gelb und krank — und sie klang leiser, immer leiser, wie Silberglocken am Meeresgrunde —

Sie klang auch zuweilen wie ein brandroter Schrei des Überschmerzes, wie ein Höllenfluch der Agonie, wie Brunstschreie eines Lustmörders —. Sie verfügte über eine seltsam reiche Skala von wildwehen Lauten, von Goldtönen und Farben-gluten — —

Heute aber klingt meine Sehnsucht schrill, als bisse jemand mit weißen, spitzen Zähnen in glattes Glas. —

Heute klingt sie böse —

Irene . . .

Irene, meine Tote —

Wäre es wahr, was die Leute sagen, so lebst Du jetzt in eitel Glanz und Gold und nimmermüder, himmelhoher Seelenfreudigkeit. Es ist aber nicht wahr, was die Leute sagen —

Ich weiß es — —

In Nacht und Dunkel und Grauen und Entsetzen lebst Du vielmehr, in trüben, düsteren Sturzwirbeln, in kranken, undurchdringlichen Weihrauchnebeln, in ewigem Lügenschrecken des jüngsten Gerichts — — —

Glockenklänge höre ich, sie umschwirren mich wie fernes Orgelbrausen meines Heimatdomes. Seltsam zucken die Töne, als wären sie totwund. Und sie sind auch totwund und geborsten, sie sind blutrünstig — sie sind alt und grau und taub . . .

Geht doch, ihr dummen Töne und laßt mich allein, denn mir ist wohl in meiner Einsamkeit, in meiner menschenscheuen Stille —

Geht doch und gebt mich frei —

Dumme, blöde Nebeltöne —

Irene . . .

Irene, meine Tote —

Meine Seele ist geschändete Monstranz — Lichtes, klares, lauterer Gold barg meine Seele — wo ist nun das Gold? Und wo ist die lichte, lautere Schönheit? Verblutet, verblutet. —

Und es wird stille um mich. Die Winde wagen nicht zu wehen und die Blumen nicht zu duften. Die Farben werden matt

und schlafen ein und nicken melancholisch mit den tauben Greisenhäuptern, mit den nackten Totenschädeln. —

Stillter und stiller wird es um mich; mir ist, als wäre ich in meiner letzten Einsamkeit, als durchlebte ich meine stillste Stunde — — —

Irene, meine Tote . . . —

IV.

Rauscht, rauscht, meine Saiten.

Gleich Adlerflügelschlag auf einsamen Bergspitzen sollt ihr rauschen und klingen und tönen —

Rauscht, rauscht — —

Noch einmal sollt ihr singen das hohe Lied der Einsamkeit, noch einmal, zum letzten Male sollt ihr singen das Lied der stillsten, einsamsten Stunde — —

Kennt ihr es noch?

O, meine Saiten, rauscht, rauscht. — —

Goldgluten flattern über das Meer und lodern und lodern gleich Feuerbrand und Massenwahnsinn. Weit wird die Seele und das Herz schlägt höher und voller. Und der lichttrunkene Geist wird zum Mutterleibe und gebiert Phantasien voll grandioser Herrlichkeit, voll überschwänglichen Entzückens. —

Größenwahnsinnige Phantasien, die leisen Schritt und Flüstertöne nicht kennen, die vielmehr einherziehen in Goldbrokat und Silberseide, in Überpracht und Gottesglanz —

In Licht! Licht! Licht! —

Wie das Goldmeer flutet, wie es schäumt und wahnwitzig zittert, das tolle, kranke Blendlicht!

Nie zuvor sah ich solche Feuerbrandung, nie zuvor war meine Seele so hoch und hell, so wunderbar gesättigt mit Titanenengestüm und Titanenallgewalt — —

Rauscht, rauscht, meine Saiten. — —

Farben und Töne um mich her, ein Wogen und Wallen und Branden und Brausen.

Stärker und stolzer bin ich denn je und größer und weiter und freier. —

Meine Seele ist trunken von Licht und Farbe und singt ihren Schwanengesang, ihr Abschiedslied. —

Gar nicht still und leise und traurig singt sie das letzte Lied — hell und voll vielmehr soll es klingen und tönen, hinausklingen

Habt Dank, meine Saiten, habt Dank!

Ihr ward mir Glück, ihr ward mir Seligkeit — alle Freude meiner Seele, alles Entzücken meines Herzens kam von euch —
Habt Dank dafür!

Meine Sehnsucht loderte — ihr fandet die rechten Töne, meine Saiten!

Mein Wahnsinn bohrte und wühlte sich in nächtiges Entsetzen — Ihr scheuchtet ihn, meine Goldsaiten!

Mein Glück mordete mir der Gott der Erde — Ihr, meine Saiten, fandet Töne zur Trauerklage, fandet Töne zur Totenmesse, Töne, die mich stützten und trugen und trösteten —

Habt Dank, ihr goldigen Saiten!

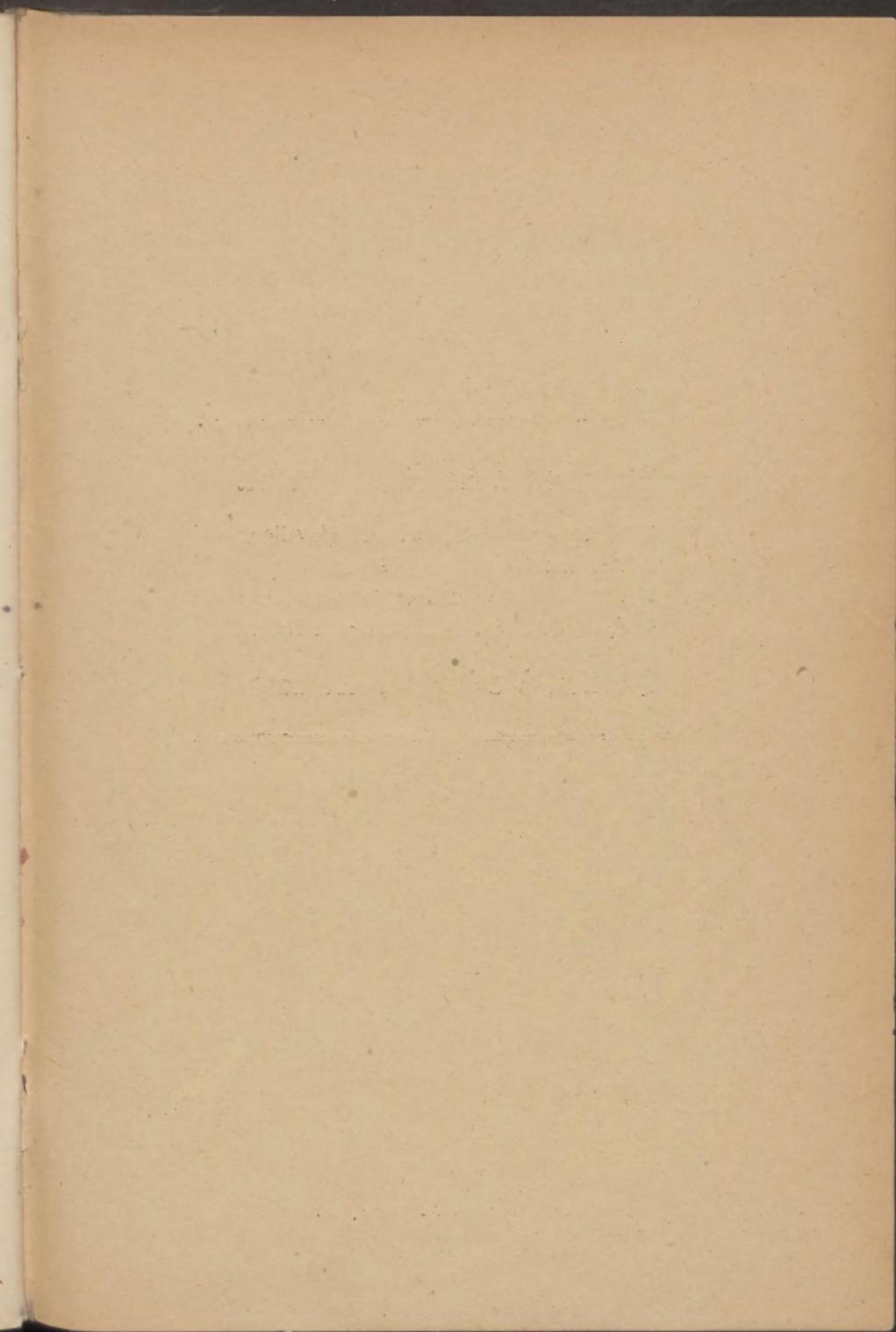
Tausend, aber Tausend Dank! — —

30.

Danzig und Polen.

Wie ich dieses erste Heft der „Glossen“ begann mit dem Problem Danzig-Polen, so schließe ich es mit demselben Problem. Vor mir liegt das Buch mit demselben Titel; es ist von Simon Askenazy, einem Polen, und beleuchtet das ernste Problem von polnischer Seite aus. Die Schrift ist interessant und lehrreich, bringt viele historischen Tatsachen und läßt klar erkennen, wie widerwillig Danzig sich von Polen trennte und an das damals stark verhaßte Preußen nur der Gewalt folgend anschloß. Auch während der Freiheitskriege und lange danach war die Situation Danzigs gegenüber Preußen keine wesentlich andere.

Aber das sind „olle Kamellen“, die uns heute nicht beeinflussen. Ernste Geister haben sich auch gewiß mit der Frage beschäftigt, ob eine Versöhnung mit Polen, ein friedliches Nebeneinander, möglich sei; ich selbst räume ein, hierauf zielende Ideen erwogen zu haben. Damit ist es vorbei, für immer vorbei. Das schier unbegreifliche Verhalten Polens gegenüber Danzig seit dem Friedensschluß hat einen Haß großgezogen, der sehr stark ist. Jeder Danziger hat klar erkannt, in welcher Gefahr sich der Freistaat befindet. Polen kann nur ein sehr deutliches „Hände weg!“ zugerufen werden. Leidenschaftlich brennt in jeder Seele der Wunsch: „Zurück zu Deutschland!“



Schriften von Ernst Ewert.

1. **In Glanz und Leuchten.** Novellen.
2. **Bei den Unseligen.** Novellen.
3. **Friedlose Menschen.** Novellen.
4. **Brausewetter.** Eine kritische Studie.

Xenien-Verlag zu Leipzig.